

Nachtmahre

Alpträume von Sex, Suff und Sozialismus von Christian F. Schultze
(beendet 1983, im Jahre des 500. Geburtstages des deutschen Reformators
Martin Luther)

Leseprobe (alte Rechtschreibung)

1. Kapitel

.....3.

Karl Wauer lieferte den Koffer des Obersten pünktlich zum vorgegebenen Treff am vierten April 1945 auf dem Schlesischen Bahnhof in Berlin ab. Er sah auch dort viel Schreckliches. Er benötigte weitere fünf Tage, um seine Kurierpost loszuwerden und sich anschließend von Teupitz aus nach Süden durchzuschlagen. Am 9. April nachts traf er endlich von Chemnitz kommend in Lugau ein. Die Amerikaner saßen bereits in Hohenstein-Ernstthal, und es war nicht ungefährlich für ihn in seiner deutschen Offiziersuniform. Er mußte ständig damit rechnen, von einem amerikanischen Vorauskommando aufgegriffen zu werden, denn es gab kaum noch deutsche Verbände in dieser Gegend. Es wäre sein Glück gewesen, aber damals sah er das ganz anders.

Er schlich sich deshalb auf Umwegen in sein Haus. Zur Geburt seines Sohnes kam er einen Tag zu spät, und natürlich

ärgerte er sich darüber, denn mit einem Quäntchen mehr Glück hätte er es schaffen können. Die junge Mutter empfand es nach dem überwundenen Wiedersehensschock dagegen als ein Wunder Gottes, das ihr ungeheure Kraft verlieh. Für Jahre, wie sich später herausstellte.

Karl Wauer nahm sich aber lediglich die Zeit, sich mit seiner Frau Helene auf den Namen Martin für seinen Erstgeborenen zu einigen. Nach ein paar flüchtigen und unbeholfenen Küssen auf das schrumpelige Menschenbündel floh er in der darauffolgenden Nacht mit dem geliehenen Fahrrad seines Stammtischbruders und Lugauer Hilfskantors Böhler in Richtung Chemnitz, wo er es pflichtbewußt bei der Frau eines sich ebenfalls im Endkampf befindlichen Arbeitskollegen unterstellte.

Das Fahrrad wurde später zurückgegeben.

Wauer schlug sich weiter erfolgreich bis Torgau durch, wo er am 15. April abends eintraf. Hier wartete er gemäß seines Marschbefehls auf seine Einheit, die nicht kommen konnte, weil sie in den Kämpfen um die Seelower Höhen fast völlig aufgerieben worden war. Die spärlichen Reste, die es geschafft hatten, sich bis nach Teupitz zu retten, wurden in der dortigen Waldschlacht vernichtet oder in alle Winde verstreut.

Wauer schloß sich in Torgau einem Oberst der Artillerie an, der die Brücke über die Elbe mit einigen seiner Leute und einem Kommando der Militärpolizei für die Flüchtlingsströme freizuhalten suchte. Übrigens gelang es nicht, die

zurückflutenden Truppenteile, die ihrerseits so schnell wie möglich zu den Amerikanern wollten, davon abzuhalten. Wauer selbst spielte mehrmals mit dem Gedanken, sich auch abzusetzen.

Aber es waren Gerüchte durchgedrungen, daß die Russen bei der Schlacht um Berlin ungeheure Verluste erlitten hatten. So beschloß er, lieber noch einige Tage zu warten, um von Mosig vielleicht doch noch irgendein Lebenszeichen zu erhalten.

Er wartete vergeblich.

Denn Russen und Amerikaner einigten sich inzwischen über den vorläufigen Verlauf der Demarkationslinie. Am 1. Mai nachts war plötzlich die Brücke zu. Die Amis hatten sie dicht gemacht. Viele versuchten es noch über den Strom hinweg, meist erfolglos.

Am 2. Mai kam der Russe, und Karl Wauer wurde als Gefangener der Roten Armee interniert.

Dadurch erhielt er die Möglichkeit, den Weg des deutschen Rückzuges, der vordem ein siegreicher Vormarsch gewesen war, in einer Art doppelter Negation wieder über seinen Ausgangspunkt zurückzuverfolgen.

Es sollten fast fünf Jahre vergehen, bis er, als einer der Überlebenden heimkehrend, die Oder abermals in Richtung Deutschland überschritt.

3. Kapitel

1.

Als ich das Licht der Welt erblickte, schneite es, obzwar oder wohl eher, weil es April war.

Vom naheliegenden Kirchlein läutete das einzige Glöckchen zur Taufe eines unlängst geborenen Mitmenschen, der mir bis heute leider unbekannt geblieben ist. Denn es war Sonntag, nachmittags um zwei.

Laut Schwangerschaftskalender hätte ich erst fünf Tage später zur Welt kommen dürfen. Aber das wäre dann Freitag, der 13. April 1945 geworden. Da bin ich denn doch lieber ein Sonntagskind, wenn auch ein voreiliges. Auch so war ja die Welt damals unerfreulich genug.

Mutter hatte sich seit der vergangenen Nacht ziemlich abgeplagt mit mir. Auch Dr. Krause, unser Familienarzt, und Frau Katzer, die Hebamme, hatten sich alle erdenkliche Mühe gegeben, mir den Eintritt ins Erdenleben zu ermöglichen. Denn am Tag vorher hatte sich Mutter, wie das Hochschwangere anscheinend besonders gern tun, einfach etwas übernommen mit den tausend Hausfrauenpflichten, die DAVOR noch unbedingt zu erledigen sind, so daß es deswegen in der Nacht losgegangen war.

Vierzehn Stunden Geburt sind eine im Grunde übermenschliche Leistung. Mutter war deshalb froh, als es

endlich vorbei war. Ich erschien mit zweifach um den Hals geschlungener Nabelschnur und begann dennoch zu leben.

So glücklich ich bin, daß ich das Erdenreich an einem Sonntag betreten durfte, weiß ich also, daß die Initiative dazu nicht von mir aus ging. Vielmehr wurde ich gewaltsam aus dem schützenden Schoß herausgedrängt, wie alle Menschen vor mir, weil die Anstrengung, solch eine reife Frucht mit sich herumzuschleppen, auch einer erwartungsfroh liebenden Mutter nicht länger als von Gott verordnet zugemutet werden kann.

Es wurde berichtet, daß wir beide, Mutter während, ich dagegen nach der Geburt, kräftig geschrien hätten. Das finde ich beruhigend. Ich meine, daß ich gleich von Anfang an mit meiner Mutter so prinzipiell übereinstimmte.

An den kurzen Besuch meines Vaters am Tage nach meiner Geburt, der ihm ohne Frage viel bedeutete, erinnere ich mich nicht mehr. So etwas können dagegen die Leute aus den Geschichten von Günter Grass, was ich großartig finde. Allerdings verdanke ich diesem Besuch höchstwahrscheinlich meinen Namen. Weder Mutter noch Vater haben mir jedoch jemals erklärt, welche Gründe sie bewogen, mir diesen berühmten Namen zu verleihen. So bin ich nur auf Vermutungen angewiesen.

Einerseits war mein Vater eingefleischter Lutheraner. Martin Luther war für ihn ein Banner. Er war für ihn mehr, als für die Katholiken der Papst.

Am 4. April 1968 wurde dieser Name noch einmal sehr populär, weil Referend King in Memphis ermordet wurde. Heute freuen wir uns auf den 500. Geburtstag des Augustinermönches, der in unserem Land voraussichtlich ganz groß gefeiert werden wird; unter Führung der Repräsentanten der Partei der Arbeiterklasse versteht sich.

Aber dies konnte es ja damals nicht sein. Schon eher die Tatsache, daß der Vater meines Vaters Martin geheißen hatte. Vater stand auf Sippe, hatte auf diesem Gebiet etwas geforscht und einen ansehnlichen Stammbaum zusammenbekommen. Großvater väterlicherseits war übrigens Apotheker, der von Mutters Linie Lehrer. Ich weiß nicht, ob ich auf eine solche Mischung stolz sein muß. Die Erbanlagen sollen in der Regel immer eine Generation überspringen. Man sagt, daß ich Mutters Vater ähnlich sehe. Immerhin wäre es doch ein schönes Alibi hinsichtlich meiner Entwicklungsanlagen und für einen anständigen IQ. Den Rest, das habe ich mittlerweile gelernt, darf ich ruhigen Gewissens auf meine Umwelt schieben. Du siehst, ich kann wirklich nichts dafür...

Was meine frühe Kindheit anbetrifft, bin ich nicht sicher, ob ich mich an bestimmte Geschichten selber erinnere, ob ich sie aus den Tagebuchaufzeichnungen meiner Mutter kenne oder ob sie nur von ihren Erzählungen herrühren, die sie oft, voller dichterischer Freude und Übertreibungslust, dem näheren und fernerem Bekanntenkreis auftischte. Natürlich war ich irgendwie großartig und ein ganz besonderes Kind. Welche

Mutter möchte bei ihrem Kind an dieser Tatsache zweifeln? Es ist allerdings wichtig festzustellen, daß es sich bei mir um eine schöne Kindheit handelte. Trotz oder vielleicht gerade wegen des täglichen Kampfes um ein bißchen Essen und Anzuziehen. Was waren wir damals glücklich über Kleinigkeiten!

Und wir lernten früh, uns selbst zu kümmern, lernten, daß es ohne Mühe nichts gab auf dieser Welt. Wie trist ist es doch dagegen heute oft, nachdem dafür gesorgt wurde, daß alle Maßstäbe verloren gegangen sind.

2.

Das Vaterhaus war zweistöckig, mit ausgebautem Boden wegen der Flüchtlinge, die bis 1952 bei uns wohnten. Es war gelb abgeputzt, wie viele dieser Bergarbeiterhäuser im Westerzgebirgischen Steinkohlegebiet. An einigen Stellen bröckelte der Putz, aber sonst war es stabil.

Zum Haus gehörte noch ein massiver Schuppen, der die gleiche Farbe hatte. Der Hof, in welchem ein sehr hoher Apfelbaum stand, wurde nach hinten von der Hecke des angrenzenden Friedhofs geschützt und an der Seite, wo der Hundezwinger stand, von einem mannshohen Bretterzaun mit Tor. Nach vorn, der Straße zu, gab es einen großen Garten mit Wiesen, Obstbäumen und ganzen Rabatten von Haselnußsträuchern.

Im Erdgeschoß wohnten Leute, an die ich mich nicht weiter erinnere.

Wir wohnten im Obergeschoß.

Am besten besinne ich mich auf die große Wohnküche mit dem gewaltigen, gesetzten weißen Kachelherd, der einen Sims voller Töpfe und irdener Behältnisse, einen eingebauten Heißwasserbehälter, der ständig gelötet werden mußte, und eine tiefe Backröhre besaß, die mir lange Zeit eine Art verwunderter Ehrfurcht einflößte, wegen der erstaunlichen Verwandlungen, die oftmals in ihrer Gluthitze stattfanden. Weiter enthielt unsere Küche eine blau lackierte Eckbank mit Tisch, auf und unter der sich nach meiner heutigen Erinnerung ein wichtiger Teil meiner Kindheit abspielte.

Der große Apfelbaum schaute durch die Fenster in die Küche. Er gab die Jahreszeiten an: Grüne Knospen und zartrosa Blüten im Mai, winterharte Äpfel, die sehr schwer zu holen waren, im Herbst und knorrige, schneebedeckte Äste im Winter. Denke ich zurück, so umgibt mich der Geruch vom Stearin der Haushaltskerzen wegen der Stromsperrern, die regelmäßig stattfanden, von Molke, denn der Quarksack hing immer am Ofen, und das Milchwasser wurde selbstverständlich zur weiteren Verwendung aufgefangen, und von Schmierseife, mit der Mutter unsere Wäsche wusch. Alles für immer untrennbar in meinem Gedächtnis mit diesem Raum verbunden.

Der erste Monat meiner Existenz war für mich und meinen Geburtsort einigermaßen unruhig. Mehrfach zogen

amerikanische Einheiten hindurch, ohne sich jedoch festzusetzen. Einige Male versteckten sich nachts versprengte deutsche Einheiten in den Häusern, um gleich am anderen Morgen wieder zu verschwinden. Ab und zu überflogen uns amerikanische oder britische Bomber, die in Richtung Dresdner Raum oder Chemnitz unterwegs waren beziehungsweise von da zurückkehrten. Einige entluden sogar ihre Fracht in unserer Nähe, wahrscheinlich, weil sie von deutschen Jägern bedrängt worden waren. Sie landete hinter dem Friedhof auf den Feldern, machte viel Getöse aber richtete weiter keinen Schaden an, so daß wir mit dem Schrecken davonkamen.

Ende April wurde es ruhig. Die Amerikaner waren aus Hohenstein-Ernstthal abgezogen und die Russen eingerückt. Dank dieser Schutzmächte und meiner Mutter, unseres relativ großen Gartens und einigen Viehzeugs wuchs ich alles in allem wohlbehütet auf und hatte auch zu essen.

Aber wohl nicht immer, denn ich weiß noch deutlich, daß ich oft Hunger hatte. Mutter machte mir aber klar, daß man mit Brot und Marmelade sparsam umzugehen habe. Doch gab es ja glücklicherweise die Stromsperrren.

Ich glaube, ich war reichlich vier Jahre alt. Meine Angst vor der Dunkelheit war nur noch mäßig und ich kannte mich bereits einigermaßen in der Wohnung aus. Deshalb nahm ich bei solch günstigen Anlässen Gelegenheit, aus dem im Küchenschrank aufbewahrten Marmeladetopf vom guten Selbstgemachten zu naschen. Das ging eine Weile gut.

Einmal wieder war es soweit. Schnell war ich von meiner unter der Eckbank befindlichen BUDE an den Küchenschrank heran und hatte den Finger im Topf, dann im Mund. Sekunden darauf glaubte ich, sterben zu müssen. Mutter hatte, um mir die Nascherei ein für allemal abzugewöhnen, für den Marmeladetopf einen mit Schmierseife hingestellt. Auch dieser Stoff war ja in jener Zeit etwas Wichtiges. Bei ihm bestand jedoch nicht die Gefahr, daß er unberechtigt vor der Zeit aufgegessen würde. Ich kam allein und im Dunkeln bis hinunter ins Waschhaus, wo ich mich übergab und mir dann den Schlund mit reichlich Wasser ausspülte. Erst dann hatte ich Zeit, Angst zu bekommen in meiner elenden Einsamkeit. Damals wähnte ich, Mutter hätte von alledem nichts bemerkt. Heute ahne ich, daß sie mein Erlebnis wohlweislich überwachte. Das finde ich großartig.

Das Obst unseres Gartens war allgemein begehrt, weil rar in dieser Zeit. Meine Mutter war damals Mitte zwanzig. Um ihre Ernte zu verteidigen, legte sie sich nachts oftmals auf die Lauer. Als Waffe stand ihr ein sechsschwänziger Ochsenziemer zur Verfügung, der in meinem Jugendleben auch noch eine gewisse Rolle gespielt hat.

Die Obsträuber hatten die seltsame Angewohnheit, nach getaner Arbeit im Garten ihre Losung zu hinterlassen. Allmählich erwies sich diese Handlungsweise jedoch als taktischer Fehler, denn Mutter hatte sich darauf eingestellt. Am Ende bezogen einige dieser Halunken gewaltige Dresche auf

ihr entblößtes Hinterteil, genau in dem Moment, als sie dabei waren, in einer Art naturalistischer Gegenleistung unseren Garten zu bedüngen. Strategisch befanden sie sich natürlich in dieser Lage stets im Nachteil, denn bekanntlich kann ein Mann mit heruntergelassener Hose nicht...

Diese Form von Selbstjustiz in einer neu anbrechenden, aber von allgemeiner Rechtsunsicherheit gekennzeichneten Zeit, trug meiner Mutter zuletzt doch die Achtung und den Respekt dieser Mitbürger ein, die an Definitionsmangel für den neuen Begriff Volkseigentum litten und davon ausgingen, daß nunmehr ausnahmslos alles jedem gehöre. Der Kampf währte längere Zeit. Auch heute gibt es auf diesem Gebiet gewisse Schwierigkeiten. Zwar achtet nach reichlich dreißig Jahren sozialistischer Entwicklung inzwischen jedermann sehr genau darauf, was sein ist und daß es möglichst viel sei. Aber hinsichtlich des Volkseigentums greift in allen Schichten der Bevölkerung eine zunehmende Aneignungskampagne um sich, der niemand mehr Herr zu werden scheint. Man fragt sich, wer damit angefangen hat. Oder fragen sich das die Bonzen, die mit unbefangener Selbstverständlichkeit davon ausgehen, daß ihnen ihre Privilegien völlig legitim zustehen, etwa nicht? Es kann natürlich auch daran liegen, daß man mit der Umkehrung der alten christlichen Formel, was mein ist, sei auch dein, auf Dauer einfach besser zurecht kommt.

In jenen Zeiten allerdings, in denen es auf ein paar Tote mehr oder weniger nicht ankam, bedeuteten derartige

einzelgängerische Nachtpatrouillen für eine Frau wahrlich sehr viel.

Ich bekam also meine Marmelade.

Und die erwähnte Molke. Wer weiß heute schon noch, was das ist? In dieser Zeit kannst du dein Kind ja kaum dazu überreden, Milch zu trinken, ohne etwas aus dem Deliladen hineinzurühren. Versuch mal, jemandem frische Ziegenmilch anzubieten. Man wird dankend ablehnen, obwohl genügend Vitamine drin sind. Wenn die Ziege gut ist, reicht's zusätzlich immer für Quark. Übrig bleibt die Molke, die auch einen ordentlichen Frühstückstrunk abgibt und obendrein gut für den Teint ist.

Hast du noch ein Stückchen Erde zum Bebauen, wirst du immer überleben können. Brennesseln und Sauerampfer wachsen an allen Ecken. Du mußt nur das Rezept wissen, wie man eine vernünftige Diätsuppe daraus macht. Manchem unserer überfressenen Herz-Kreislauf-Kostenverursacher würde eine solche Kur sicher weiterhelfen.

Willst du am Sonntag mal etwas Besonderes machen, dann gibt's Schlagsahne aus rohen Kartoffeln und Kaffeesatzkuchen vom „Muckefuck“.

Später hielt Mutter noch ein paar Hühner und Karnickel. Im Herbst wurde das Osterzicklein geschlachtet.

Dies alles war natürlich ein Glück für uns, weil wir in einem Dorf und in einem Haus wohnten, wo so etwas möglich war. In den Städten sah es schlimmer aus. Manche erinnern

sich noch an die Hamsterkäufe. Unsere heutigen Großstädter hätten wahrscheinlich überhaupt keine Chance.

Sicher wundert es keinen mehr, wenn er nun erfährt, daß ich Ende achtundvierzig, gewarnt durch das schlechte Beispiel unserer Obsträuber, bereits so sauber war, daß ich peinlichst vermied, unseren Garten mit Exkrementen zu verunreinigen. Vielmehr pinkelte ich stets aus unserem Besitztum durch den Gartenzaun auf den Fußweg hinaus, oft genug in den friedlichen Gang von Passanten, was meistens ziemlich aufregend wurde.

Auch verschenkte ich manches recht freizügig, so zum Beispiel eine frisch angefertigte Wollmütze an einen barhäuptigen Jungen außerhalb, obwohl ich von der Bergpredigt damals noch keinerlei Kenntnis hatte.

Einen Vater vermißte ich nicht, was beweist, daß man als solcher immer im Nachteil ist. Auch von der Existenz des meinigen spürte ich real nichts. Mit den Hinweisen meiner Mutter wußte ich zu wenig anzufangen. Da waren sein Arbeitszimmer und sein Schreibtisch, dadurch gekennzeichnet, daß sie beide ein gewisses Tabu umgab und daß Mutter stets recht feierlich wurde, wenn sie mich einmal mit hineinnahm und mir das Foto zeigte, das auf dem Schreibtisch stand und einen Herrn in Leutnantsuniform der deutschen Wehrmacht darstellte. Dieser Herr sah wiederum dem Bräutigam an der Seite meiner weißbekleideten Mutter auf dem Hochzeitsbild nur wenig ähnlich. Solches geschah meistens dann, wenn

wieder irgendwelche geheimnisvollen Nachrichten aus einem fernliegenden Aufenthaltsort, der „Gefangenschaft“ hieß, eingetroffen waren. Dann weinte Mutter immer, schloß mich in die Arme und saß eine Weile mit mir im Lehnstuhl, um jenes Bild zu betrachten. Das war sehr schön, fand ich, obwohl ich nicht begriff, worum es ging. Und mit einer Vatererfahrung hatte es nichts zu tun.

Andere Männer spielten in jener Zeit eine größere Rolle für mich. Zum Beispiel unser alter Hausarzt Doktor Krause, der mich zur Welt gebracht hatte und der stets an meinem Bett erschien, wenn ich mit Fieberträumen meine obligatorischen Kinderkrankheiten absolvierte. Seine kühlen, harten Hände wirkten beruhigend, respekteinflößend und irgendwie heilend. Mutter schwor auf Homöopathie. Doktor Krause ließ sie bei dem Glauben. So kämpfte ich Masern und Mumps selbst und ohne Hilfe von Antibiotika nieder. Ob mir das geschadet hat, wird sich noch herausstellen, denke ich.

Dann war noch Onkel Joachim, genannt Jo, der nur einen Arm hatte. Der andere war 1941 in Frankreich geblieben. Statt dessen lebte er, der gelernte Jurist, der nicht nationalsozialistisch genug war, um noch eine entsprechende Anstellung zu bekommen, bei einer kleinen Textilarbeiterin in Glauchau, die ihn während dieser Zeit ernährte, weil sie ihn liebte und Männer sowieso knapp waren. Er besuchte uns regelmäßig, beschäftigte sich auch mit mir, blieb mir aber trotzdem immer etwas unheimlich wegen seiner Armprothese

und weil er sehr wenig sprach. Er kam, fragte höflich, wie es uns gehe, saß bis zum Dunkelwerden auf der Eckbank in der Küche, trank seine Tasse Muckefuck und verschwand nach kurzem Gruß am Abend mit der letzten Bahn.

So wurde ich ohne wesentliche Zwischenfälle fünf Jahre alt. Ich war ein Einzelkind und lebte in enger Harmonie mit meiner Mutter. Mittlerweile hatten wir auch amerikanische Margarine, amerikanisches Milchpulver, amerikanische Konserven und das Wort CARE kennengelernt. Eine weitere lukullische Erfahrung waren die ersten selbstgeräucherten Heringe. Brot gab es auf Marken schon etwas reichlicher, so daß mich Mutter im Verzehr meines damaligen Lieblingsgerichtes, Schwarzbrotsscheiben mit aufgeträufelter Maggiwürze, nicht mehr zu bremsen brauchte.

Eines Morgens, am Samstag vor dem ersten Advent 1950, wurde ich durch einen Schrei geweckt. Es war meine Mutter unten auf der Treppe. Sie schrie so, wie ich später nur noch Frauen im Orgasmus schreien gehört habe, so bejahend, zum Empfangen bereit, dem Ursprung nahe. Das Telegramm, welches die Rückkehr meines Vaters aus der russischen Gefangenschaft ankündigte, war aus Frankfurt an der Oder eingetroffen.

Ich fand meine Mutter auf der untersten Stufe der Treppe sitzend, das Papier in den zitternden Händen, den Kopf darüber gebeugt. Ich lief zu ihr. Dieser Schrei hatte etwas in

mir getroffen, so, als hätte ich ihn schon einmal gehört, als könne ich mich erinnern und begreifen. Ich weinte längere Zeit mit ihr in ihren Armen, ohne zu wissen was geschehen war. Wir weinten in der vollkommenen Solidarität, die keiner Worte bedarf, die nicht mit Argumenten und Gründen nach ihrem Standpunkt suchen muß, sondern die WEISS und einfach von innen her da ist.

Am folgenden Abend des ersten Adventssonntags fuhren meine Mutter und ich, begleitet von Doktor Krause und Onkel Jo, nach Hohenstein-Ernstthal, um Vater abzuholen, der nun aus Rußland zurückkehrte, wie mir Mutter erklärt hatte. Mir war beileibe nicht klar, welche Bedeutung ich in den Begriff Vater legen sollte.

Es kamen viele Heimkehrer aus dieser Gegend mit jenem Zug an. Im dichten Menschengewühl sah ich auf einmal, wie sich meine Mutter an einen unappetitlichen, dicken alten Mann mit grauen Bartstoppeln und graugrüner, abgerissener Wattejacke klammerte und ihn heftig drückte und küßte. Nachdem dies vorüber war, kamen beide auf uns zu und Mutter deutete mit einem verklärten Gesichtsausdruck auf mich. Was sie dabei sagte, konnte ich nicht hören.

Daraufhin blieb der Mann genau vor mir stehen, hob mich zu meinem Schrecken plötzlich empor, so daß mein Gesicht ganz nah vor seins kam und ich Tränen in seinen Augen erkennen konnte, die ihm dann einzeln die Wangen herunterliefen. Und dann küßte er mich, sagte „mein Junge“

und roch dabei nach Tabak, und die Stoppeln stachen mich, so daß in mir ein Widerwille entstand und ich das Bedürfnis bekam, den Kuß schnell von meinen Lippen zu wischen, was ich dann, als er mich nach einer Weile wieder auf den Boden zurückgestellt hatte, auch sofort tat.

Es schien nichts Gutes zu bedeuten, wenn man einen Vater bekam.

3.

Im Herbst 1951 wurde meine Schwester Beate geboren. Alle freuten sich darüber, nur ich nicht.

Vater und Mutter liebten sich in jener Zeit sehr. Aber dieser Mann, der plötzlich in mein kleines Leben getreten war, versuchte offensichtlich, Mutter und mich zu entzweien. Und sie schenkte ihm sogar noch ein Kind!

Karl Wauer hatte sich gebadet und rasiert. Anfangs paßten ihm seine alten Anzüge nicht. Er benötigte fast ein Jahr, um das Wasser, welches wegen der langen einseitigen Ernährung in seinem Körper war, wieder loszuwerden. Dabei wurde er zusehends jünger. Er ging zurück zum Bergbau. Bald war er bei der WISMUT. Man benötigte erfahrene Leute, um das Uran des Erzgebirges für die Sieger aus der Erde zu holen. Seine in der Gefangenschaft erworbenen Russischkenntnisse kamen ihm zuweilen zugute. Seine Meinung über den Sowjetismus wurde allerdings trotzdem nicht besser.

Unser Lebensstandard dagegen besserte sich spürbar. Die Wismut wurde gesondert versorgt. Wird sie heute noch.

Auch mein Leben änderte sich. Das neue Baby war nun das Zentrum der Familie geworden. Auch dieses Kind hatte Mutter mit Hilfe von Doktor Krause und Frau Katzer zur Welt gebracht. Vater war im Bergarbeiterhaus dabeigewesen. Es war also eine ganz moderne Geburt. Nur ich wurde von dem Ereignis ausgeschlossen. Von da an fühlte ich mich stets irgendwie ausgesperrt.

Und außerdem lagen zwischen mir und dem Mann viereinhalb Jahre Kriegsgefangenschaft. Das ist eine ganze Welt!

In denn ersten Jahren nach seiner Rückkehr schrie Vater oft im Traum. Manchmal wurden wir munter davon. Vater schrie auf russisch. Mutter hatte in solchen Fällen alle Hände voll zu tun, um uns wieder zu beruhigen und zum Einschlafen zu bringen. Vaters Stimme klang aber auch zu schrecklich, wenn er träumte.

Die Demokratie in unserer Familie, worunter ich meine Mitbestimmung verstand – oder war es meine Diktatur gewesen? - war nun dahin. Es herrschte der Mann. Vaters Wille geschah, und es stellte sich heraus, daß er jähzornig war. So lernte ich die Prügelstrafe kennen.

Die erste Dresche, die ich bekam, war auch die erste große Sensation meines Lebens für mich. Solch eine innere Aufregung hatte ich noch niemals erlebt. Bisher war alles in einem ruhigen Gleichmaß verlaufen. Fürderhin gab es Höhen und Tiefen. Bisher hatten mich alle geliebt, ich war der erklärte

Liebling aller gewesen, Mutters, Onkel Jo´s und der Leute, denen ich präsentiert worden war. Dieser Mann liebte mich anscheinend nicht. Und um mir das zu zeigen, schlug er mich, wenn ich ihm seinen Willen nicht tat.

Ich erinnere mich, *wie* es das erste Mal geschah. Ich empfand es nicht als Strafe für irgend etwas Schlechtes, sondern ich dachte nur, daß er seine Wut an mir ausließe. Über dem Schrecken machte ich mir prompt in die Hosen. Vorn und hinten.

Dies war eine große Enttäuschung für meinen Vater. Ich war mit meinen fast sechs Jahren kein Junge, sondern ein elender Waschlappen, ein jämmerlicher, weibischer Weichling, der beim geringsten Schmerz in die Hose schi. Pfui Teufel! Sowas wurde nie ein Mann!

Ich begann daran zu zweifeln, daß ein Vater eine notwendige Einrichtung sei. Ich bemühte mich, so selten wie möglich seinen Willen zu erfüllen. Meistens büßte ich dafür, obwohl sich meine Methoden mit der Zeit verfeinerten. Aber eines Tages würde es mir gelingen, irgendwann kam der Tag, an dem ich es ihm noch zeigen würde.

Unsere Auseinandersetzung dauerte ziemlich lange. Erst einige Jahre nach meiner Verheiratung begann ich darauf zu verzichten, ihm beweisen zu wollen, daß auch ich ein Mann sei. Vermutlich war ich da einer geworden.

4.

Aber zunächst dauerte meine Kindheit.

Es kam das Jahr 1952. Im Herbst sollte ich eingeschult werden, ein Jahr später als üblich. Für Kriegskinder war das möglich. Durch eine Anämie war es mir gelungen, meine Kindheit um ein Jahr zu verlängern. Man verabreichte mir Lebertran und rohe Leber, damit ich die notwendige Widerstandskraft für den sozialistischen Bildungsweg, der mir nun bevorstand, entwickelte. Im Hinblick auf das baldige Ereignis meines Schuleintritts und auf Grund des speziellen Verhältnisses zu meinem Vater, beschloß ich im Frühjahr jenes Jahres, durch außergewöhnliche, richtungsweisende Handlungen die Aufmerksamkeit der Menschheit auf mich zu lenken.

Es waren Taten, auf die ich heute mit einem gewissen Stolz zurückschaue, weil sie zeigen, daß ich bereits damals den richtigen Weg erkannt hatte, wenn auch mehr gefühlsmäßig. Im Gegensatz zu den letzten Jahrzehnten meines unbedeutenden Lebens versuchte ich damals noch, für meine Überzeugungen zu kämpfen.

Die Überland-Tram, eine alte, kreischende Straßenbahn, die von Hohenstein-Ernstthal nach Ölsnitz fuhr, hatte schon immer Angst und Abscheu in mir erregt. Mir wurde langsam klar, daß ich dieses Ungetüm der Technik irgendwie besiegen mußte, in meinem wie im Interesse der übrigen Gesellschaft, was damals für mich noch ungefähr dasselbe war.

Eines Tages sprang ich also solange auf den Schienen

vor der anrollenden Bahn hin und her, bis sie wirklich stoppte. Die Aufregung unter den Passagieren war sehr groß. Trotzdem wurde es leider nur ein halber Erfolg, da der Straßenbahnführer, der ausgestiegen war und mich eingefangen hatte, mir kurzerhand den Hintern versohlte und mich meiner inzwischen herbeigeeilten Mutter übergab.

Die Bahn fuhr weiter, bis 1962, dann wurde ihr Verkehr eingestellt und durch Kraftomnibusse ersetzt, was mehr Umweltbelastung bedeutete. So kämpft man oft gegen ein kleines Übel, um sich am Ende ein größeres dafür einzuhandeln.

Noch etwas anderes störte mich an meiner damaligen Umwelt. Es war das unweit von unserem Haus gelegene, wohlerhaltene Kriegerdenkmal des Ersten Weltkrieges. Daß es im dritten Jahres des Bestehens der neuen Deutschen Demokratischen Republik ungestört weiterexistierte, war fraglos ein Anachronismus. Woher ich diese Empfindung bezog, ist mir auch heute noch unklar. Leider überkommen mich auch jetzt manchmal derart seltsame Gefühle, wenn ich sehe, wer mit Orden und Würden dekoriert und für wen Denkmäler errichtet werden.

Damals war mir das Heldenmal anscheinend zuwider, weil es mich in zu eindringlicher Weise daran erinnerte, daß Krieg für Männer, Frauen und Kinder, ganz besonders aber für Väter, eine schreckliche Sache war. Außerdem verkraftete ich wohl die ständigen Widersprüche nicht, in die sich mein erst

zart entwickeltes Heldenverständnis verstrickte.

Auf den Gedenksteinen für die Jahre 14 bis 18 waren die deutschen Männer noch Helden. So stand es für Kundige zu lesen. Unsere Väter waren anfangs auch welche gewesen, dann aber, ab 1945, keine mehr. Wahrscheinlich mußten Helden auch gewinnen, um welche sein zu können. Denn die Sieger besaßen davon viele, wie wir später lernten.

Ich beschloß, das Bauwerk zu schleifen. Weit kam ich aber leider nicht. Ich transportierte gerade die dritte Fuhre abgebauter Pflastersteine in meinem sehr leistungsfähigen Holzspielauto ab, als ein Neubestallter Ordnungshüter mein zukunftserschließendes Tun abrupt unterbrach, um mich sodann meinen Eltern und einem siebentägigen Stubenarrest zu übergeben. Mein Vater war im Grunde seines Herzens ein Krieger. Und obwohl zu Beginn der neuen Epoche jedes Mannes Hand abfaulen sollte, der je wieder ein Gewehr in die Hand nahm, stimmte er in der Heldenfrage mehr mit dem Ordnungshüter überein. So absolvierte ich meine erste Haftstrafe.

Heute dominieren allerorten wieder die Krieger. Pazifisten sind wahrscheinlich keine richtigen Männer.

Heute steht übrigens noch mehr drauf, idiotische Denkmäler zu stürzen.

Natürlich wirst du einwenden, daß das alles kindlich-kindische Instinkthandlungen waren und ich noch gar keine Überzeugungen haben konnte.

Sicher, es wirkt immer etwas kindisch, gegen Windmühlen zu kämpfen. Das Leben zeigt jedoch, daß es manchmal darauf ankommt, gefühlsmäßig zur richtigen Zeit das Richtige zu tun. Erst hinterher liefern wir eine verstandesmäßige Erklärung, die oft wie eine Entschuldigung anmutet.

Viel Zeit hast du meistens nicht, wenn du handeln sollst. Aber wieviel unnötige Zeit wird verschwendet, um zu begründen, wie notwendig es war, das Falsche oder nichts zu tun. Und wieviel zu beweisen, daß das Richtige nicht in unsere vorgefaßte Meinung paßt.

Sind wir wirklich weiter als die Kinder?

Meinen Versuchen, bereits frühzeitig den rechten Weg zu finden, wurde also zunächst ein Riegel vorgeschoben. Nicht zuletzt dadurch, daß im Herbst des Jahres 1952 meine sozialistischer Bildungsweg begann.

Anfangs der fünfziger Jahre wußten nur ganz wenige Leute, was dies bedeutete. Meine Eltern, ein Teil meiner Lehrer und natürlich ich wußten es noch nicht so recht...